



Unter uns

Als Patient in der Klinik erlebt man täglich Verletzungen der Privatsphäre. In vielen Fällen ließe sich das verhindern

VON CHRISTIAN HEINRICH

Foto: Noni Hendrickson/Getty Images; Illustrationen: ZEIT-Grafik

Als der Patient bewusstlos vor ihm liegt, macht der Urologe ein Foto von der Stelle, an der er gerade den Blasenkatheter gelegt hat. Dann schickt er das Bild vom Genital seines Patienten an verschiedene Freunde und Bekannte, »als Witz«, wie er später aussagt. Ein teurer Spaß: Fast 15 000 Euro Strafe muss der Urologe schließlich dafür zahlen, hinzu kommen sechs Monate Berufsverbot.

Der Fall, der sich in Kanada vor Kurzem so zugetragen hat, ist natürlich ein Extrembeispiel. Und doch ist dieser Einzelfall exemplarisch: In Krankenhäusern wird die Privatsphäre von Patienten täglich gefährdet und verletzt. Es fängt mit dem fremden Bettnachbarn an, der nicht nur heikle Details über die Erkrankung hört, sondern auch zusieht, wie der Pfleger die Bettpfanne bringt und wieder abholt. Kommt die Großfamilie oder der nervige Arbeitskollege des Zimmergenossen zu Besuch, muss man das als Patient ertragen. Und bei der Chefarzt-Visite unterhält sich eine ganze Entourage von Ärzten und Studenten über die persönliche Situation, meist wieder vor dem Bettnachbarn. Jederzeit kann die Tür aufgehen und eine Schwester hereinkommen, völlig egal, was man gerade macht.

»Rechtlich ist das Thema Privatsphäre im Krankenhaus eine Grauzone. Nein, eigentlich ist es noch mehr: Es ist ein Raum ständiger Rechtsverletzungen«, sagt die Berliner Ärztin und Anwältin Britta Konradt, die sich auf Medizinrecht spezialisiert hat. Denn im Grunde müsste jeder Patient, dessen Visite in Anwesenheit des Bettnachbarn stattfindet, für seinen Mitpatienten eine sogenannte Schweigepflicht-Entbindungserklärung unterschreiben. Darin erlaubt er, dass die Ärzte auch in dessen Gegenwart über seine Krankheit und die Behandlung sprechen dürfen.

»Darum kümmert sich allerdings fast kein Krankenhaus«, sagt Konradt. »Dabei darf nach den aktuellen gesetzlichen Regelungen genau

Lesestoff zum Thema

Mensch bleiben

Die Klinik ist ein Mikrokosmos, in dem ganz eigene Regeln gelten – so beschreibt der österreichische Philosoph Clemens Sedmak das Krankenhaus. Dabei legt er einen Schwerpunkt auf ethische Aspekte im Klinikalltag. Sedmak analysiert die Beziehungen zwischen den Menschen im Krankenhaus und betrachtet den Patienten dabei als wichtigen Akteur mit Rechten, aber auch mit Pflichten.

Clemens Sedmak: Mensch bleiben im Krankenhaus. Styria Premium Verlag, 176 Seiten, 19,99 Euro

Klug mit dem Arzt umgehen

In diesem Buch erhält der Patient eine praktische Anleitung, wie er am besten mit dem Arzt kommuniziert. Die Privatsphäre steht dabei zwar nicht im Mittelpunkt. Aber die vom Autor vermittelten Strategien lassen sich hervorragend einsetzen, wenn es darum geht, den persönlichen Raum in der Klinik zu verteidigen.

Gunter Frank: Gebrauchsanweisung für Ihren Arzt. btb Verlag, 304 Seiten, 9,99 Euro

genommen kein Arzt mit einem Patienten sprechen, während sich der Bettnachbar im Zimmer befindet.« Andererseits, sagt die Anwältin, sei die Theorie des Rechts mit der Praxis des Krankenhausalldags in vielen Bereichen kaum vereinbar. »Wenn jeder Patient eine solche Erklärung unterschreiben würde, wäre das kein Problem«, erklärt sie. »Nur was geschieht mit den Patienten, die ihren Bettnachbarn nicht das Zuhören gestatten? Das Krankenhaus darf sie ja nicht einfach abweisen.«

Hedwig François-Kettner, die Vorsitzende vom Aktionsbündnis Patientensicherheit, hat für solche praktischen Hürden Verständnis. »Wer ins Krankenhaus geht, gibt seine Privatsphäre mitunter ein Stück weit auf«, sagt sie. Nur weil das in manchen Fällen notwendig wird, bedeutet das aber noch lange nicht, dass die Bedürfnisse des Patienten eine untergeordnete Rolle spielen. Ganz im Gegenteil, sagt François-Kettner: »Gerade wegen der unvermeidbaren Einschränkungen sollte man das Thema endlich einmal systematisch angehen.«

Genau da scheint es in Deutschland aber Nachholbedarf zu geben. Auf Anfrage betonen zwar die Sprecher aller großen Klinikgruppen, dass man bei Neubauten mehr Zweibett- und Einzelzimmer einplane und darauf achte, dass Pfleger und Ärzte vor dem Eintreten anklopfen. Eine zentrale Strategie für einen besseren Umgang mit Privatsphäre kann jedoch keine Klinik vorweisen.

Einzelne nehmen das Thema trotzdem ernst. Dazu gehört Werner Haberbosch, Chefarzt für Innere Medizin im thüringischen Zentralklinikum Suhl. Immer wieder spricht er das Problem vor seinen Kollegen und Pflegekräften an, obwohl es nirgendwo offizielle Richtlinien und Vorschriften gibt. Vor dem Aufnahmestresstisch ist in Suhl ein Diskretionsabstand markiert. Die Erstuntersuchung der Patienten findet nicht wie oft üblich im Krankenzimmer vor dem Bettnachbarn statt, sondern in einem Untersuchungszimmer. Auch die Umstellung auf die elektronische Patientenakte hat Haberbosch mit angeregt und begleitet. Ein Fortschritt. »Die Papierakte wird zu jeder Untersuchung mitgenommen«, sagt er. »Während

der Patient im Röntgensaal ist, liegt sie oft unbeaufsichtigt herum. Jeder kann hineinschauen. Bei der elektronischen Akte bekommen nur noch autorisierte Personen Zugang.«

Die Berliner Charité integriert das Thema Privatsphäre immerhin in die Ausbildung von Schwestern und Pflegeern. »Auszubildende in der Pflege werden bei den praktischen Prüfungen auf den Aspekt Privatsphäre der Patienten hin genau beobachtet und bewertet«, sagt Judith Heepe, Pflegedirektorin der Charité. In neueren Charité-Gebäuden gibt es in den Zweibettzimmern oft Rollos in der Decke, die man herunterziehen kann. Und manchmal werden mit den Patienten Ruhezeiten vereinbart. Dann hängt außen an der Tür ein kleines Schild mit einem Hinweis, dass man den Raum nur in Notfällen betreten sollte.

Judith Heepe hat aber auch die Erfahrung gemacht, dass Patienten keineswegs immer ihre Ruhe haben wollen. »Manche wünschen gar kein Einzelzimmer, weil sie den Austausch mit jemandem schätzen«, sagt sie. Deshalb geht es nicht darum, alles stur auf eine Privatsphäre auszurichten, die vielleicht gar nicht so gewollt sei. Wichtig sei vielmehr, auf die individuellen Wünsche und Vorlieben der Patienten einzugehen.

Was Heepe da beschreibt, ist wichtig und könnte den praktischen Umgang mit dem sensiblen Thema etwas erleichtern. Die Privatsphäre in der Klinik zu achten muss nämlich gar nicht zwingend aufwendig sein und viel Zeit und Geld kosten. Letztendlich geht es um Respekt. Oft würde es schon helfen, wenn das Pflegepersonal und die Ärzte dem Patienten das Gefühl vermitteln, dass ihnen das Problem bewusst ist. Man könnte ja einfach mal nachfragen: Ist das in Ordnung für Sie, dass der Bettnachbar jetzt mithört? Soll ich anklopfen? So signalisiert man dem Patienten, dass man sich Gedanken macht. Gleichzeitig nimmt man ihm das Gefühl, dass er übergangen wird und alle die Einschränkung seiner Privatsphäre stillschweigend als unausweichlich betrachten.

www.zeit.de/doctor

EXPERTENRAT

Bis hierher – und nicht weiter

So verteidigt man seine Rechte und Bedürfnisse im Krankenhaus

Es kommt auf die innere Haltung an

Ich gehe ins Krankenhaus, um gesund zu werden, alles andere ist zweitrangig. Diese weitverbreitete Einstellung ist natürlich vernünftig. Trotzdem bedeutet das nicht, dass man im Krankenhaus alle Einschränkungen erdulden muss. Vor allem nicht solche, die mit der Behandlung selbst nichts zu tun haben. »Ein Patient, der alles einfach hinnimmt, ohne es zu hinterfragen, gibt mehr Rechte auf, als er eigentlich müsste«, sagt Gunter Frank, Allgemeinarzt in Heidelberg und Autor des Ratgeberbuches *Gebrauchsanweisung für Ihren Arzt* (siehe Kasten). Besser wäre eine andere Haltung: Ich bin auf Hilfe angewiesen, aber ich habe auch das Recht, dass meine Bedürfnisse als Mensch geachtet werden. Im Vergleich zu früher begegnen sich Arzt und Patient heute mehr auf Augenhöhe. »Natürlich ist das schwierig, wenn ich im Schlafanzug und mit Urinkatheter im Bett liege, und dann kommt die Chefarztvisite rein«, sagt Frank. »Wer es trotzdem schafft, hier freundlich, selbstbewusst und hinterfragend aufzutreten, kann die Behandlung in manchen Fällen positiv beeinflussen, weil man die Dinge dann genauer bespricht.«



Grenzüberschreitungen erkennen

Vieles, was im Krankenhaus geschieht, würde andernorts als Affront wahrgenommen. Die besondere Situation im Krankenhaus versperrt jedoch oft den Blick darauf. Wenn etwa der Postbote einfach in die Wohnung käme, um ein Paket auf den Küchentisch zu stellen, wäre das eine Frechheit. Im Krankenhaus stürmt mancher Pfleger ohne anzuklopfen in das Zimmer, in dem man als Patient vorübergehend lebt. Dabei gefährden wenige Sekunden Warten meist nicht ernsthaft die Qualität der Pflege. Um als Patient zu erkennen, wo die eigene Privatsphäre ohne Not leidet und Grenzen überschritten werden, hilft ein objektiver Blick auf das, was um einen herum passiert. Aus diesem Grund sollte man sich hin und wieder bewusst von der Krankenhausituation distanzieren und stattdessen versuchen, das Geschehen aus einer Außenperspektive zu beurteilen.



Wünsche diplomatisch ausdrücken

Wer einen vermeidbaren Einschnitt in die Privatsphäre erkennt und etwas ändern will, sollte die Mitarbeiter auf diesen Missstand aufmerksam machen. Andere auf ihre Fehler hinzuweisen kann allerdings unangenehm sein, besonders dann, wenn man vom Gegenüber noch weiter medizinisch oder pflegerisch versorgt wird. Deshalb ist es wichtig, mit Feingefühl vorzugehen. »Man sollte sich in den anderen hineinversetzen und sein Anliegen so vortragen, dass es nicht als harsche Beschwerde ankommt«, sagt der Mediziner Gunter Frank. Man lobt zum Beispiel in der Visite eine bestimmte Schwester ausdrücklich dafür, dass sie immer anklopft – und lässt so durchblicken, dass nicht alle auf der Station das so handhaben. Auch wer in ein anderes Zimmer verlegt werden will, kann der Bitte ein Lob vorausschicken. Das bewirkt oft Wunder.



ANZEIGE

Nächste Woche in der ZEIT

Tust du mir gut?

Liebe verändert nicht nur unser Leben, sondern auch unseren Körper – und zwar für immer. Ist das eigentlich gesund? Neue Erkenntnisse über das größte der Gefühle

Heilkraft aus dem All: Giulia Enders erklärt, wie viel Sonnenlicht uns guttut

Streitfall Krebstherapie: Was bringt die Chemo? Drei Ärzte diskutieren anonym

Ich kann wieder singen: Warum Singen bei schweren Lungenerkrankungen hilft

Das neue ZEIT Doctor-Magazin

Ist Liebe gesund?

Neue Erkenntnisse über die Liebe zeigen, dass sie nicht nur unser Leben, sondern auch unseren Körper verändert. Außerdem: Wie Gesang bei schweren Lungenerkrankungen helfen kann und was Ärzte wirklich von der Krebstherapie halten. Erfahren Sie dies und vieles mehr im neuen ZEIT Doctor-Magazin. **Ab 8. 9. kostenlos in der ZEIT.**

www.zeit.de/doctor

Genießen Sie **DIE ZEIT**